

Horst Kern¹

Kreativität in den Geisteswissenschaften

Organisationssoziologische Überlegungen

In einer Zeit des Mangels, in der die Allokation der knappen Ressourcen für Wissenschaft viel Aufmerksamkeit auf sich zieht und man die Mittel dort konzentrieren möchte, wo sie die Kreativität der Wissenschaftler am stärksten fördern, will man wissen, welcher Typ von Forschungsorganisation die wissenschaftliche Kreativität stärkt (und deshalb seinerseits gestärkt werden sollte) und welche Organisationsform für kreative Arbeit weniger hilfreich ist (und deshalb vermieden werden sollte). Mit diesem hohen Informationsbedarf kontrastiert nun aber das geringe Ausmaß an Wissen, das uns heute zur Verfügung steht. Und dies wiederum gilt primär für die Geisteswissenschaften, während für die Naturwissenschaften einige ganz aufschlussreiche Studien über kreativitätsfördernde Wissenschaftsorganisationen vorliegen.

Was die Naturwissenschaften anlangt, so ist der enge Zusammenhang zwischen der Art und Weise, wie die wissenschaftliche Arbeit organisiert wird, einerseits und dem Ertrag dieser Arbeit andererseits schon von Merton 1938, 1949 und Price 1963 dargelegt worden. Empirisch-wissenschaftssoziologische Studien zeigen mittlerweile im Detail, dass die Erkenntnisleistung von Naturwissenschaftlern in Abhängigkeit von der Organisationsform ihrer Arbeit stark variiert. Zu den Elementen förderlicher wissenschaftlicher Organisation zählen dabei – zusätzlich zu einem bestens ausgestatteten Labor – vor allem eine Atmosphäre, die den Austausch der Wissenschaftler der eigenen und anderer Fächer über ihre Ideen unterstützt, unbeschränkte Offenheit gegenüber fremden Ansätzen, dementsprechend wechselseitige Anregung, verbunden mit einer großen Zahl hervorragender Wissenschaftler am Standort, die wiederum die besten Nachwuchswissenschaftler von überall auf der Welt anziehen.

So stellte Harriet Zuckerman (1977, 1992) in ihrer Untersuchung amerikanischer Nobelpreisträger in der Physik, Chemie, Physiologie/Medizin fest, dass die Preisträger ihre herausragenden Arbeiten in einem ganz kleinen Kreis von Labors durchgeführt hatten. Sie hatten dabei nicht nur von den großen materiellen Ressourcen dieser Einrichtungen profitiert, sondern in ihren Einrichtungen vor allem auch hochkarätige ältere Wissenschaftler – oft selbst Nobellaureaten – gefunden, die ihnen einen großen Fundus an Fachwissen, insbesondere jedoch auch Sinn für ihre Wissenschaft, Qualitätsmaßstäbe und Urteilsfähigkeit nahebrachten. Da eine Preisverleihung umgekehrt die Organisation, aus denen sie hervorging, stärkte,

¹ Prof. Dr., Altpräsident der Georg-August-Universität Göttingen, hkern@gwdg.de

konnten sich historische Exzellenzketten bilden – für Zuckerman (1992) eine klare Bestätigung des Mertonschen Modells der Akkumulation von Chancen in der Wissenschaftsentwicklung. J. Rogers Hollingsworths (2002) aktuellere Analyse grundlegender Durchbrüche in den biomedizinischen Wissenschaften des 20. Jahrhunderts weisen in dieselbe Richtung, präzisieren freilich die organisatorischen Voraussetzungen naturwissenschaftlicher Exzellenz. Hollingsworth konnte zeigen, dass sich solche Durchbrüche, sichtbar in der Anerkennung durch große Wissenschaftspreise, keinesfalls über ein breiteres Spektrum biomedizinischer Einrichtungen verteilten. Vielmehr bündelten sie sich in wenigen Organisationen, die ein ganz bestimmtes Merkmalsmuster teilten: Durchweg waren es relativ autonome und flexible Organisationen, die eine gewisse Bandbreite an wissenschaftlichen Ansätzen umfassten, also Diversität, wenn auch keine Hyperdiversität förderten. Zwischen den Mitgliedern dieser Einrichtungen bestand ein reger, offener und stark informeller Gedankenaustausch. Die Seniorwissenschaftler, überwiegend Personen mit breiten Forschungsinteressen und einem Gespür für große Potentiale, lebten diesen Kommunikationsstil vor und gaben Anstöße und Verstärkungen, sobald sich aus der tagtäglichen Arbeit grundlegend neue Ansätze und Erkenntnisse herauszuschälen schienen. Hollingsworths Fazit:

„If an organization is to make radical breakthroughs across time, it needs to be not only flexible but also ambidextrous in its internal operations – both taking the necessary incremental steps so that strategy, structure, leadership, and personnel are linked to one another in a fairly harmonious fashion on a day-to-day basis AND taking radical or revolutionary steps to look beyond the present so that the organization can quickly adapt to significant changes in the environment.“ (S. 9f.)

In den Geisteswissenschaften sind die Zusammenhänge weniger klar. Zwar gibt es die monumentale Studie von Randall Collins über die Herausbildung zentraler intellektueller Positionen („The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change“, 1998). Diese unterstreicht in einem imposanten soziologischen Zugriff die Bedeutung sozialer Netzwerke für das Entstehen kreativer Ansätze und liefert einen interessanten theoretischen Rahmen für die soziologische Analyse intellektueller Prozesse. Sie bleibt jedoch trotz (oder gerade wegen?) ihrer großen Spannweite (die Untersuchung erstreckt sich auf die Knotenpunkte in der Philosophiegeschichte von den frühen Griechen bis zu europäischen und amerikanischen Denkern des frühen 20. Jahrhunderts wie auch auf die ganze Geschichte philosophischer Bemühungen in Asien – Indien, China, Japan) letztlich allgemein und formal (so auch Bunge 2000, S. 230; Misztal/Freundlieb 2003, S. 260ff.; Munz, 2000, S. 209f., 217f.). Auch muss sie wegen ihrer methodischen Ausrichtung auf Aussagen zur gegenwärtigen Lage der Geisteswissenschaften verzichten (intellektuelle Kreativität wird indiziert als große Definitionsmacht einer Idee im Verlauf der Geistesgeschichte, gilt deshalb nur im Urteil der nachfolgenden Generationen – bis in die 1930er Jahre hinein – als feststellbar). Trotz ihrer Anregungsqualität kann somit auch Collins' Untersuchung nicht liefern, was wir vermissen – Aufklärung über die Beziehungen zwischen konkreten Möglichkeiten der Aus-, auch Umgestaltung wissenschaftlicher Arbeit einerseits und der

Erkenntnisleistung bzw. weiteren Fortschritten geisteswissenschaftlicher Bemühungen andererseits.²

Die Ideen, die ich im Folgenden vortragen werde, zielen darauf ab, diese Lücke zu schließen. Genauer gesagt: es sind Überlegungen, die in ein Forschungsprojekt einmünden, das ich gerade begonnen habe.

Wenn man als Soziologe über (geistes)wissenschaftliche Kreativität nachdenkt, so muss man sich *zuerst* über die Faktoren klar werden, die den größten Einfluss auf die Kreativität in den Geisteswissenschaften ausüben dürften. Aus soziologischer Perspektive kommt es natürlich primär auf die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit an, weniger auf den individuellen kreativen Genius. Jeder (organisations-) soziologische Zugang zu wissenschaftlicher Kreativität erschiene irrelevant, verstünde man „wahre“ Kreativität als etwas vollkommen unvorhersehbar Neues, das man dem genialen Einzelnen zuschreibt. Solche Vorstellungen könnten nicht erklären, warum bestimmte Denker, Begabung unterstellt, neue Probleme aufstellen und lösen, bisher Unerkanntes erkennen und verstehen, schließlich Einfluss auf das Denken anderer gewinnen können, während anderen mit vielleicht ähnlichen Grundbegabungen keine solchen Erfolge beschieden sind. An dieser Stelle kommt dann die originär soziologische Hypothese ins Spiel, dass die unterschiedliche Verteilung von Kreativität unter Wissenschaftlern auch und gerade etwas mit Unterschieden in der Wissenschaftsorganisation bzw. einer unterschiedlichen Einbettung der Wissenschaftler zu tun haben könnte.

Dies akzeptiert, stellt sich jedoch sogleich die Frage, welche Art der Verbindung zwischen Wissenschaftler und Organisation besonders kreativitätsfördernd zu sein verspricht und welche nicht. Hierauf wiederum gibt es zwei grundsätzlich unterschiedliche Antworten, deren eine wissenschaftliche Kreativität mit den Ressourcen und Vernetzungen etablierter Organisationen positiv verbunden sieht, wohingegen die andere den Randfiguren, „marginal men“, eher die Fähigkeit zuschreibt, neue Ideen zu schöpfen, welche Personen mit stärkerer sozialer Bindung an etablierte Denkrichtungen, damit auch mit verbindlicheren Loyalitäten gegenüber dem Bestehenden, vermutlich nicht zusammengebracht hätten. Für die letztgenannte Position (vgl. bereits Ben-David 1960; Kuhn 1969) hat insbesondere Mark Granovetter („The Strength of Weak Ties“, 1973) starke Argumente beigebracht, indem er gezeigt hat, dass distanzierte Verknüpfungen für den Erwerb einzigartiger Ressourcen oft nützlicher sind als intime lokale Verknüpfungen. Allerdings gewann Granovetter seine Belege hauptsächlich in Wirtschaftsunternehmen, so dass seine Aussagen – wie Collins 2001 in Verteidigung der von ihm prononciert vertretenen Gegenposition betont – nicht unbedingt auch auf Wissenschaftsorganisationen zutreffen. „I think this is because intellectual networks are inherently long-distance bridges in their cumulation of cultural capital and especially of focal points of

² Das Fehlen einschlägiger Untersuchungen ist trotz der verdienstvollen Studie von Peter Weingart et al. 1991 zu beklagen, denn diese beschränkt sich auf die infrastrukturelle Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987. Es dürfte im Übrigen der Grund dafür sein, dass einige neuere Dokumente zur Weiterentwicklung der Geisteswissenschaften in Deutschland in ihrer Charakterisierung der Arbeitsweise von Geisteswissenschaftlern recht allgemein bleiben: Wissenschaftsrat, Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland, Drs. 7068-06, Berlin, 27.01.2006. Gethmann, Carl Friedrich et al.: Manifest Geisteswissenschaft, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaft, Berlin 2005.

arguments across the generations, and are simultaneously focused on the network core because of the struggle over limited attention space. The larger theory of both the commonalities and differences among the dynamics of different kinds of networks is a task still to be worked out.“ (ibd., S. 113)

Das Zwischenfazit in Collins' letztem Satz, dass eine umfassende Theorie sowohl der Übereinstimmungen wie der Differenzen zwischen den Dynamiken verschiedener Netzwerktypen erst noch zu erarbeiten sei, ist zu unterstreichen. Allerdings sollte es den Auftrag mit einschließen, nicht nur zwischen Wirtschafts- und Wissenschaftsorganisationen zu unterscheiden.

- a) Es gibt auch ein Wechselspiel zwischen Wirtschaftsorganisationen – oder genereller: wissenschafts-externen Organisationen – einerseits und den Wissenschaftsorganisationen andererseits. Hier sollte Ben-Davids alter Befund (1960, S. 46ff.) beachtet werden, dass es immer wieder die Kontakte mit den praktischen Problemen des Lebens – in Wirtschaft, aber auch Gesundheit, Kultur etc. – gewesen sind, die innerhalb der Wissenschaften die Orientierung auf Innovation und Kreativität geöffnet haben. Dies führt dann zu der These, dass gerade die mit anderen gesellschaftlichen Praxisfeldern vernetzten Wissenschaftsorganisationen eine hohe Sensibilität für wissenschaftliche Durchbrüche aufweisen, während umgekehrt abgeschlossene akademische Systeme zu Routinisierungen neigen und Kreativitätsprobleme aufweisen.
- b) Und vor allem: Innerhalb des Wissenschaftsbereichs stellen sich die Zusammenhänge zwischen Integration oder Marginalität einerseits und Kreativität andererseits deutlich unterschiedlich dar (so auch McLaughlin 2001, S. 273). So kann man davon ausgehen, dass sich – im Unterschied zu den im Verbund mit anderen Wissenschaftlern in aufwendigen Projektstrukturen arbeitenden Naturwissenschaften – die geisteswissenschaftliche Arbeit stärker in individualisierter (nicht vergemeinschafteter) Form vollzieht. Deshalb kommt es in den Geisteswissenschaften weniger als in ihrem Pendant auf den spezifischen Charakter der Umfeldbedingungen an. Natürlich benötigen auch Geisteswissenschaftler eine leistungsfähige Infrastruktur und ein anregendes Umfeld, um kreativ sein zu können – insbesondere eine gute Bibliothek und eine vielfältige Fächerstruktur mit dialogfähigen Partnern. Wenn jedoch die Geisteswissenschaften nach wie vor mehr auf die einzelne Forscherpersönlichkeit setzen müssen, die in „Einsamkeit und Freiheit“ ihren Einfällen nachgeht, so verliert die Frage nach den Rahmenbedingungen dann doch einiges an Brisanz. Die Einbettung in enge Organisationsstrukturen ist wohl weniger relevant, kann sogar kontraproduktiv sein, sofern sie die Zeit und Ruhe zum konzentrierten eigenen Arbeiten stört und von einer ideenhemmenden Einschwörung auf den wissenschaftlichen Normalbetrieb begleitet ist. Förderlich für Kreativität in den Geisteswissenschaften ist wohl gerade nicht gerade nicht Collins' Position der Netzwerk-Zentralität, sondern es sind andere Organisationsformen, für die uns allerdings noch die angemessenen Begriffe fehlen. Nennen wir sie versuchsweise „schwach institutionalisierte Zusammenhänge“ (ein Begriff,

den Assmann 1990, S. 340 ff. für die Ägyptologie verwendet) – oder den Organisationsmodus „optimaler Marginalität“ (den McLaughlin 2001, S. 273 vorschlägt und am Beispiel des Entstehens von Neuerungen in der Psychoanalyse erläutert). Doch bräuchte man weitere empirische Klärungen, bevor man hier zu tragfähigen Begriffen kommen könnte.

Das *zweite Problem*, das gut durchdacht sein möchte, ist die Größe, um die es primär geht: Kreativität. Eine Schwierigkeit unter anderen ist hier die einer passenden Definition. Mir scheint es zunächst zweckmäßig zu sein, zwischen drei Aspekten des wissenschaftlichen Wandels zu unterscheiden: erstens die verbesserte Sicht bekannter Fachprobleme, zweitens den überzeugenderen Nachweis dieser bereits bekannten oder erahnten Sichtweisen, drittens neue Problemdefinitionen oder Theorien zum Verständnis der Fachprobleme. Von kreativen wissenschaftlichen Leistungen sollte man nur sprechen, wenn der dritte dieser Aspekte wenigstens berührt wird. Verbesserungen innerhalb des ersten oder zweiten Aspekts sind Entwicklungen, die den wissenschaftlichen Normalbetrieb nicht überschreiten. Wissenschaftliche Kreativität kann in Analogie zur wirtschaftlichen Innovation gefasst werden, von der Schumpeter (1911, S. 118, S. 129) sagte, sie bedeute immer, dass man nicht mit, sondern gegen den Strom schwimme und diesen Bruch mit dem Gewohnten gegen Unsicherheiten und Widerstände durchsetze.

Bleibt immer noch die Frage: was genau ist kreativ? Die allgemeinste Formel für Kreativität ist gewiss das Vermögen, Unbekanntes zu identifizieren und zu erhellen bzw. Falsches aufzudecken und zu überwinden. Da das Ziel des wissenschaftlichen Spiels „Wahrheit“ lautet, kann man auch sagen, wissenschaftlich kreativ seien solche Forschungen, die unser Wissen um „Wahrheiten“ erweitern.³ Wissenschaftliche Originalität meint im Wesentlichen dasselbe wie wissenschaftliche Kreativität, denn wer neues Wissen schafft ist vorneweg. Insofern gilt: „it is through originality, in greater or smaller increments, that knowledge advantages“ (Merton 1957, S. 293), d.h. Kreativität zustande kommt. Dabei können die Pfade, auf denen das Wissen voranschreitet, durchaus unterschiedliche sein. Wissenschaftliche Originalität bzw. Kreativität sind mehrdimensionale Begriffe, und welche Dimensionen in welchen Kombinationen konkret herangezogen werden, variiert offenbar nach Disziplinen (Guetzkow et al. 2004, S. 198ff.). In gradueller Hinsicht scheint es mir freilich zweckmäßig zu sein, zwischen Originalität und Kreativität zu unterscheiden. Jeder Kreative ist gewiss originell, aber nicht jeder Originelle schafft so viel neues Wissen, dass man ihm immer auch Kreativität attestieren wollte. Die kleinen Wissenszuwächse, die das tägliche Brot des wissenschaftlichen Normalbetriebs darstellen, überschreiten noch nicht die Schwelle zur wissenschaftlichen Kreativität. Erst wenn neue Tatbestände erkannt werden, welche die wissenschaftlichen Lehrmeinungen herausfordern und die Suche nach neuen Ansätzen anstoßen, die

³ Die Entdeckung neuer Wahrheiten, das Lösen der „Rätsel der Wirklichkeit“ (Geiger 1949), ist ein Spezifikum wissenschaftlicher Kreativität, die diese von der Kreativität in anderen Handlungsbereichen, z.B. im Musisch-Ästhetischen, unterscheidet (ebd., S. 42). Zwischen den Kreativitäten in den verschiedenen Handlungsbereichen bestehen Bezüge, z.B. mag musische Kreativität ein hohes Anstoßpotential für wissenschaftliche Kreativität besitzen. Diese Bezüge, die sich am Beispiel von Grenzgängern (Typus Umberto Eco) erörtern ließen, können hier freilich nicht weiter verfolgt werden.

wiederum helfen, die aufgetretenen empirischen Rätsel zu lösen – nicht unbedingt muss es sich um regelrechte Paradigmenwechsel im Kuhnschen Sinne handeln (Kuhn 1969), wohl aber um relevante Erkenntnisfortschritte, Niveauehebungen –, erscheint der Begriff der wissenschaftlichen Kreativität angemessen. Wissenschaftliche Kreativität hat also einen exklusiven, herausragenden, kumulativen Charakter. Man würde sie nur Wissenschaftlern von großem Zuschnitt, von andauernder Bedeutung, von starker Ausstrahlung auf andere zuschreiben. (Anders, mit Verweis auf Hans Joas 1992; Camic 2000, S. 101, dem dieses Verständnis überdreht, „high-toned“, erscheint.) Wissenschaftliche Kreativität und wissenschaftliche Exzellenz wiederum sind ebenfalls gleichläufige Begriffe, denn wer im bezeichneten Sinne kreativ ist, ragt automatisch aus den anderen, dem wissenschaftlichen Normalbetrieb, heraus – ist, wie man im Evaluationsdeutsch sagt, „sichtbar“. Nur liegt der Akzent beim Begriff der Exzellenz mehr auf der Stamina des kreativen Wissenschaftlers bei der Ausgestaltung und Durchsetzung seiner neuen Ideen. Exzellente sind Wissenschaftler, die das Durchhaltevermögen aufbringen, ihren Kreationen auch zum Durchbruch zu verhelfen – d.h. mit ihren Ideen eine neue Position, die ihnen im Wissenschaftsbetrieb großen Einfluss verleiht, nicht nur zu markieren, sondern auch dauerhaft zu besetzen. Wegen dieser auf Stehvermögen und Gestaltungsmacht hinweisenden Konnotationen bildet „wissenschaftliche Exzellenz“ einen Begriff der Wissenschaftsevaluation, weniger der soziologischen Analyse.⁴

In wissenschaftssoziologischen Untersuchungen erscheint es insgesamt sinnvoll, hauptsächlich auf wissenschaftliche Kreativität abzustellen. Doch wie stellt man dann fest, ob in einer Wissenschaft Kreativität vorliegt oder nicht? Das Problem ist ein zeitliches und ein inhaltliches. Ersteres resultiert daraus, dass sich nicht jeder neue Trend letztlich als kreativ herausstellt. Es muss also zwischen modischem Schnickschnack, Zeitgeistigem, Ideen-Recycling einerseits und wirkungsmächtigen Ideen andererseits unterschieden werden. Dies gelingt jedoch nur aus einer gewissen zeitlichen Distanz heraus, denn erst über die Zeit erweist sich, ob eine neue Idee in der Tat genug Wirkung entfalten konnte, um als kreativ gelten zu können. Collins (1998, S. 54, S. 60) löst dieses Problem, wie schon angedeutet, indem er überhaupt nur Ideen berücksichtigt, deren Entfaltung mindestens eine Generation zurückliegt – eine überaus strikte Regel, die den Nachteil einer geringen Aktualität mit sich bringt. Man wird auch schon in kürzeren zeitlichen Abständen urteilsfähig sein und könnte sich auf die Vorsichtsmaßnahme verständigen, solche Ideen unberücksichtigt lassen, die eben erst auf den Ideenmarkt gekommen sind. Brandneue Ideen entziehen sich einer sicheren Einschätzung.

Komplizierter noch ist das inhaltliche Problem. Für die empirische Feststellung von Kreativität ist ein Urteil in der Sache erforderlich. Doch dieses kann ein Soziologe allenfalls für sein eigenes Fach fällen, keinesfalls aber für die anderen Disziplinen, die er in der Untersuchung erfassen muss. Der Soziologe Collins

⁴ Allerdings sollte der Aspekt der Exzellenz im hier definierten Sinne in einer wissenschaftssoziologischen Studie präsent gehalten werden, um den Sinn dafür zu stärken, dass nicht alles, was in den Selbstdarstellungen etablierter Wissenschaftler hervorgehoben und vom Wissenschaftsbetrieb anerkannt wird, das Qualitätssignum der Kreativität verdient (wie es auch vorkommen kann, dass kreative Ideen durch die Verfechter des Status quo abgedrängt werden und sich vielleicht erst mit großen Verzögerungen durchsetzen können).

entschied sich, in seiner Studie über die Entwicklung philosophischer Denkansätze vor eben dieses Problem gestellt, für eine gut handhabbare, aber recht formale Lösung: Übernommen wurden die Sachurteile in den Selbstdarstellungen der heutiger Philosophie-Geschichten. „My sociological criterion for creativity is the distance across generations that ideas are transmitted. I have ranked philosophers ... according to how many pages of discussion they receive in various histories of philosophy. My ratings are based on composites of ratings from all sources.“ (1998, S. 58) Klar, dass sich Collins sogleich die Kritik einiger Leute vom Fach zugezogen hat: Man müsse erst die Ideen verstehen, bevor man deren Träger identifizieren und die Handlungen der Ideenträger reihen könne (Bunge 2000, S. 244; Jarvie 2000, S. 282 f.); ferner würden auf diese Weise unkritisch die Urteile des heutigen Philosophie-Establishments – „ex post facto third party judgements“ (Camic 2000, S. 100) – reproduziert, die nicht unbedingt die Qualität der Ideen wiedergäben (Baigrie 2000, S. 259; Fuller 2000, S. 252). Diese Kritiken sind zwar etwas puristisch, gehen sie doch zu wenig auf den ebenso unaufhebbaren wie unvermeidbaren Widerspruch ein, dass in einer organisationssoziologischen Kreativitätsuntersuchung kein Weg daran vorbeiführt, dass Nicht-Fachleute Inhaltsfragen von Fächern bewerten, von denen sie nicht genug verstehen. Es lassen sich freilich bessere pragmatische Lösungen als bei Collins denken.

Was käme in Betracht? Eine Lösung könnte darin liegen, als „kreativ“ solche wissenschaftlichen Leistungen zu fassen, die durch einen großen Wissenschaftspreis gewürdigt worden sind. Dann hätte man die Garantie, dass die Entscheidung auf einem mehrstufigen Auswahlprozess beruhte, in dem unterschiedliche fachliche Gesichtspunkte geltend gemacht werden konnten und ein Urteil durch eventuell konkurrierende Fachargumente hindurch getroffen wurde. Die Gefahr, den gerade herrschenden Fachmeinungen ausgeliefert zu sein, wäre zwar nicht aus der Welt, aber vermindert, weil im diskursiven Vorlauf zur Preisvergabe vermutlich auch andere Positionen zum Ausdruck kamen. Insoweit hat es viel für sich, dass sich Zuckerman und Hollingsworth in ihren Studien über grundlegende Durchbrüche in den Naturwissenschaften auf preisgekrönte Arbeiten beziehen. In entsprechenden Untersuchungen für die Geisteswissenschaften wäre dies jedoch leider kein gangbarer Weg, denn in diesen Fächern ist die Praxis der Hervorhebung besonderer Leistungen durch Preise weniger entwickelt; zumindest gibt es hier keine den naturwissenschaftlichen vergleichbare repräsentativen Preise.

Ebenso wenig ist die mittlerweile in Mode gekommene Messung von wissenschaftlicher Qualität mit Hilfe von Zitations-Häufigkeiten speziell in den Geisteswissenschaften geeignet, Ereignisse von besonderer Kreativität zu identifizieren. Zwar weiß man seit den bahnbrechenden Untersuchungen von Price (1963, S. 37), dass zwischen der Artikel-Produktivität bzw. -Rezeption eines Wissenschaftlers und dessen wissenschaftlicher Bedeutung eine beachtliche Korrelation besteht. Jedoch ist a) unklar, ob ein aktuell gemessener Ausstoß eines Wissenschaftlers bzw. die Aufmerksamkeit, die dessen Publikationen zum Meßzeitpunkt genießen, tatsächlich die hohe Qualität seiner Ideen oder Ergebnisse wiedergeben. Genausogut können sie Ausdruck der Größenordnung des Forschungsbetriebs, den dieser Wissenschaftler zu unterhalten in der Lage ist, oder der allgemeinen Reputation, die er im Wissenschaftsbetrieb genießt, sein – und letztere wiederum hängen stark von vergangenen, nicht notwendig aktuellen

wissenschaftlichen Leistungen ab. (Mertons Matthäus-Prinzip [1968]: „Denn wer da hat, dem wird gegeben“. Auf die Gegenwart bezogen und empirisch breit fundiert: Laudel 2006). b) ist zu beachten, dass gerade in den Geisteswissenschaften die Publikations- und Zitierraten unter Qualitätsgesichtspunkten relativ wenig besagen, weil es in diesen Fächern – anders als mittlerweile in den Naturwissenschaften – bisher weder eine allgemein anerkannte Rangreihe von Publikationsorganen noch globale Kommunikationen in ein und derselben Wissenschaftssprache gibt; das Publikations- und Zitationsverhalten ist hier (noch?) stark von fachkulturellen Pluralismen und nationalen Schreib- und Lesegewohnheiten durchzogen, spiegelt also nicht unbedingt fachliche Qualität (Münch 2007, S. 161ff.) – jedenfalls nicht allein.

Ein gangbarer Weg zur Feststellung von geisteswissenschaftlicher Qualität besteht meines Erachtens nur darin, dass die Frage, welche Idee in einem bestimmten Fach als kreativ gelten kann, diskursiv in einer aus verschiedenen Experten eben dieses Fachs zusammengesetzten Gruppe erörtert und entschieden wird. In Anlehnung an die soziologische Methode der Gruppendiskussion ließe sich die Vorgehensweise wie folgt beschreiben: Der untersuchende Soziologe wird diese Gruppenarbeit begleiten, auch moderieren, um auf diese Weise seinen Sinn für Inhalte und Argumentationsstile des in Rede stehenden Fachs zu schärfen. Sich an die Stelle der Gruppenarbeit setzen darf er freilich nicht. (In diese Richtung geht auch der Vorschlag Bunges 2000, S. 244 zu Collins.) Etwas versprechen kann man sich von dieser Lösung allerdings nur, sofern bei der Auswahl der Fachleute auch auf Entscheidungsfähigkeit geachtet wird. Dieser Voraussetzung würden folgende Gesichtspunkte Rechnung tragen: a) Die Teilnehmer haben in ihrem Fach nicht nur einen Namen, sondern verfügen auch über eine gute Übersicht. b) Sie sind keine prononcierten „Schulvertreter“, d.h. sie können die in ihrem Fach gegebenenfalls vorhandenen Varianten kompetent und vorurteilsfrei einschätzen. In der jeweiligen Gruppe müssen die unterschiedlichen Typen von Schulmeinungen oder Fachauffassungen zur Sprache kommen, damit – in Rede und Gegenrede oder wenigstens zwischen den Zeilen – die Unterschiede zwischen unstrittigen und strittigen Fällen herausgehört werden können. c) Sie haben Sinn für wissenschaftsgeschichtliche – bzw. soziologische Probleme.

Auch mit solchen Vorkehrungen ließe sich keinesfalls sicherstellen, dass die Gruppenleistung des Entscheidens auch gelingen wird. Offen bleibt vorerst, ob es in den einzelnen geisteswissenschaftlichen Fächern überhaupt einen Konsens im Hinblick auf Qualitätsstandards gibt. Was als „gut“ und was als „schlecht“ gilt; was viel und was wenig zu erklären scheint; welche Rolle die Form neben den Inhalt spielen darf; ob auch normative Aussagen zulässig sind; insbesondere: was die Erkenntnisarbeit im Fach vorantreibt und was eine Sackgasse darstellt – auf all dies mag es gerade in geisteswissenschaftlichen Fächern so kontroverse Antworten geben (siehe oben), dass keine Verständigung darüber zustandekommt, welche Idee kreativ sei und welche nicht. Das wäre dann aber auch ein durchaus relevanter Befund, der in einer Analyse über die organisatorischen Bedingungen geisteswissenschaftlicher Kreativität reflektiert werden müsste.

Das *dritte Problem*, das hier erörtert werden muss, betrifft den Gegenstandsbereich, über den wir hier reden: die Geisteswissenschaften. Repräsentieren die Geisteswissenschaften überhaupt einen distinkten

Wissenschaftstypus, für den sich die Zusammenhänge zwischen wissenschaftlicher Arbeitsorganisation und Erkenntnisleistung in der Tat grundlegend anders stellen als für die Naturwissenschaften? Das habe ich bisher unterstellt – aber geschah dies zu Recht? Man wird die Geistes- sicher nicht mehr blockartig den Naturwissenschaften gegenüberstellen wollen, wie es C. P. Snow (1959) mit seiner Rede von den zwei „Kulturen“ tat. Zunächst ist schon zweifelhaft, ob die Naturwissenschaften den in sich geschlossenen Block darstellen, als den man sie häufig sieht. Zwar hat Price (1986, S. 236ff.) zurecht hervorgehoben, dass die Naturwissenschaften seit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts häufig durch die sich schnell verändernden Labortechniken vorangetrieben und dann homogenisiert worden sind – ein Ansatz, den unter Bezugnahme auf Price gegenwärtig vor allem Collins stark macht, indem er hervorhebt, dass durch die Technologisierung der Forschungsfront in den Naturwissenschaften der Fokus auf schnelle Entdeckungen gerichtet sei, wodurch Kontroversen immer wieder relativiert werden würden und die naturwissenschaftliche Entwicklung auf einen Konsenspfad einschwenken könne (im Unterschied zur Philosophie 1998, S. 523 ff.; zu den Sozialwissenschaften 1994). So richtig diese Feststellung im Kern sein mag, so stellt sie doch eine simplifizierende Charakterisierung der Naturwissenschaften dar (verwischt werden z.B. Differenzen in der historischen Entwicklung zwischen Physik und Chemie [Baigrie 2000, S. 263] oder in der aktuellen Ausgestaltung zwischen Hochenergiephysik und Molekularbiologie [Knorr-Cetina 2002]).

Überhaupt fraglich ist jedoch die Behauptung einer Einheit der Geisteswissenschaften. Welche Disziplinen will man dazuzählen? Nur die traditionellen Kernfächer der klassischen Philosophischen Fakultät im Sinn des deutschen Universitätsverständnisses? Selbst bei dieser relativ engen Fassung bestünde ein Problem im Hinblick auf die Philosophie, die von manchen Fachvertretern als Meta- oder Reflexionswissenschaft neben die Geisteswissenschaften gestellt wird, ferner die Geschichtswissenschaft, die, wie Kocka (1990, S. 137) sagt, als „Geistes- und Sozialwissenschaft zugleich“ angesehen werden kann. Warum sollten nicht auch die Theologie und die Jurisprudenz (jedenfalls in ihren nicht-dogmatischen Teilen) einbezogen werden? Warum schließlich nicht auch die Wirtschafts- und die Sozialwissenschaften? Wie immer man diese Fragen letztlich beantworten mag: die Antwort wird immer einen Schuss Dezisionismus enthalten (Prinz/Weingart 1990, S. 11) und, in unserem Zusammenhang wichtig, trotz vielleicht feststellbarer „gemeinsamer Leit motive“ (ebd., S. 15) Fächer mit deutlich unterschiedlichen Rhetoriken und epistemologischen Kulturen enthalten.

Insoweit ist in jedem Fall davon auszugehen, dass man es, wenn man dem Problem der Organisation geisteswissenschaftlicher Arbeit, speziell der organisatorischen Voraussetzungen geisteswissenschaftlicher Kreativität nachgeht, mit einem recht heterogenen Gegenstand zu tun hat (heterogener jedenfalls als bei entsprechenden Untersuchungen in den denn doch einheitlicheren Naturwissenschaften; vgl. Whitley 1984). Jede Rede über die „Geisteswissenschaften“ wird sich unter diesen Umständen erst einmal der innergeisteswissenschaftlichen Differenzen bewusst werden müssen, bevor sie die möglichen Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den erfassten Fächern im Einzelnen thematisiert. Vor dem Vergleich mit den Naturwissenschaften steht also

die selbst zu überdenkende Behauptung, dass die Geisteswissenschaften überhaupt eine wissenschaftstypologisch sinnvolle Kategorie darstellen (in Anlehnung an Prinz/Weingart 1990, S. 11).

Bejahen wir dies – und ich tue dies zunächst einmal –, dann sind fürs weitere neue amerikanische Untersuchungen von Tsay et al., Guetzkow et al., Lamont/Mallard zu beachten (untersucht wurde dort die Fachspezifik der Kriterien „wissenschaftlicher Originalität“ [siehe unten] in den „Social Sciences and Humanities“ [„SSH“ = English, Musicology, Art History, History, Sociology, Political Science, Economics, Geography]), auch wenn deren Befunde wegen des z.T. spezifisch amerikanischen Verständnisses der SSH und der andersartigen organisatorischen Zuordnung der Fächer nur unter Vorbehalten auf die deutschen Geisteswissenschaften übertragbar wären. Festgestellt wird hier eine besonders hohe Wertschätzung von „original approaches“ in humanities und history, in ersteren auch „original data“, während in den social sciences „original methods“, auch „data“, im Vordergrund stehen und die Wertschätzung breiter über unterschiedlichste Originalitätskriterien streut. Neben diesen im engeren Sinn wissenschaftsbezogenen Betrachtungen spielen in allen SSH bei Bewertungen auch personenbezogene Erwägungen („intellectual authenticity“, „risk-taking“) eine wichtige Rolle. Demgegenüber beziehen sich die natural sciences primär auf wissenschafts-, nicht personenbezogene Größen und bei diesen viel stärker als die SSH auf „original results“ und „original theory“. Interessant erscheint auch der Befund, dass über die Zeit die einzelnen Disziplinen der SSH sich einander annäherten und an die natural sciences anpassten, letzteres vor allem im Fall der social sciences (Tsay et al. 2003, S. 25, 38f; erfasst wurde der Zeitraum 1951-1971).

Diese Studien machen weitere empirisch-soziologische Untersuchungen zu den Wissenschaftskulturen in den Geisteswissenschaften nicht nur nicht überflüssig, sie fordern sie geradezu heraus. Es fehlen Untersuchungen, die, auch in ländervergleichender Perspektive, die Vielfalt der Geisteswissenschaften prüfen und mögliche Veränderungstendenzen herausarbeiten. Dabei wäre auch der Frage nachzugehen, ob sich in den Geisteswissenschaften tatsächlich gerade in jüngster Zeit Prozesse der Vereinheitlichung, auch der Schließung, bemerkbar machen – insbesondere solche, die auf Übernahme naturwissenschaftlicher Wissenschaftskonzepte zielen. Würden die Naturwissenschaften in der Tat zu einem zentralen Referenzpunkt einzelner (oder gar der) Geisteswissenschaften werden, so wäre nicht nur die Typologie der Wissenschaften zu überdenken. Insbesondere wäre dann eine Tendenz von höchst ambivalenter Qualität im Gange, deren langfristige Wirkungen ausgelotet werden müssten. Denn Abgrenzungen, Kontroversen, kritische Auseinandersetzungen mit anderen Positionen, ja Rivalitäten innerhalb der Geisteswissenschaften, die dann im Schwinden begriffen wären, waren nie nur eine Bürde oder eine Störung, die die Geisteswissenschaften auf einer vorparadigmatischen Entwicklungsstufe festhielten, sondern hatten immer auch eine produktive Funktion – die einer Quelle neuer Ideen (Collins 1998, S. 42, S. 71; zur notwendigen Vielfältigkeit speziell der Sozialwissenschaften: Abbott, S. 6, S. 18f., S. 32; Collins 1994). Die Tendenz zu einer gewissen Vereinheitlichung könnte demzufolge einhergehen mit einem Verlust an Dynamik, zumal die treibende Kraft forschungstechnologischer Innovationen anders als in den Natur- in den allermeisten Geisteswissenschaften auf absehbare Zeit keine herausragende Rolle spielen dürfte.

Postskriptum: Die vorgestellten Überlegungen zum Zusammenhang von Arbeitsorganisation und Kreativität in den Geisteswissenschaften sind, ich wiederhole dies, Vorüberlegungen für eine größere empirische Studie, über die selbst ich hier noch nicht berichten kann. Mit diesen wissenschaftssoziologischen Arbeiten verfolge ich über ihren wissenschaftssoziologischen Ertrag hinaus weitere Zwecke – zunächst den, einer Selbstverständigung und Positionierung der heute stark verunsicherten Geisteswissenschaften zuzuarbeiten. Angesichts des Umstands, dass die kreativitätsbezogene Allokation der Ressourcen immer wichtiger wird, kann meine Untersuchung aber auch eine wissenschaftspolitische Funktion erfüllen: Welche Förderinstrumente tragen den spezifischen Arbeitsbedingungen der Geisteswissenschaften Rechnung und dürften deshalb kreative Leistungen begünstigen – und welche nicht? Ist z.B. die Vermutung zutreffend, dass die heute in Deutschland vorgegebenen Förderformate, etwa die Bevorzugung von Verbundforschungen (Sonderforschungsbereiche, Exzellenzcluster), nicht auf die spezifischen Arbeitsbedingungen der Geisteswissenschaften abgestimmt und dass sie deshalb gerade diese Wissenschaften zu einer kontrakreativen Anpassung ihrer Forschungsgegenstände und -methoden veranlassen könnten zwingt, weil sie ihrer originären Arbeitsweise zuwiderlaufen. Welche Alternativen ließen sich denken?

Literatur

- Abbott, A. 2001: *Chaos of Disciplines*. Chicago/London
- Assmann, J. 1990: Ägyptologie im Kontext der Geisteswissenschaften. In: Prinz, W./Weingart, P. (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt/M., S. 335-349
- Baigrie, B. 2000: Rapid Discovery, Crossbreeding Networks, and the Scientific Revolution. *Philosophy of Science*, 30 (2000), S. 257-273
- Ben-David, J. 1991 (1960): *Roles and Innovations in Medicine*. Scientific Growth, Berkeley, S. 33-48
- Bunge, M. 2000: Philosophy from the Outside. *Philosophy of the Social Sciences*, S. 227-245
- Camic, C. 2000: Review of Randall Collins 1998. *European Journal of Social Theory*, 3 (2000), S. 95-102
- Collins R. 1994: Why the Social Sciences Won't Become High-Consensus, Rapid Discovery Science. *Sociological Forum*, 9 (1994), S. 155-177
- Collins R. 1998: *The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change*. Cambridge/London
- Collins R. 2000: Reply. *European Journal of Social Theory*, 3 (2000), S. 111-118
- Fuller, S. 2000: In Search of an Alternative Sociology of Philosophy. *Philosophy of Science*, 30 (2000), S. 246-256
- Geiger, T. 1949: *Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft*. Stuttgart
- Gethmann, C. F./Langewiesche, D./Mittelstraß, J./Simon, D./Stock, G. 2005: *Manifest Geisteswissenschaft*. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin
- Granovetter, M. S. 1973: The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78 (1973), S. 1360-1380
- Guetzkow, J. 2004: What is Originality in the Humanities and the Social Sciences. *American Sociological Review*, 69 (2004), S. 190-212
- Hollingsworth, J. R. 2002: *Research Organizations and Major Discoveries in Twentieth-Century Science: A Case Study of Excellence in Biomedical Research*. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, P 02-003
- Hollingsworth, J. R./Hollingsworth, E. J. 2000: Major Discoveries and Biomedical Research Organizations: Perspectives on Interdisciplinarity, Nurturing Leadership, and Integrated Structure and Cultures. In: Weingart, P./Stehr, N. (Hg.), *Practising Interdisciplinary*. Toronto, S. 215-244
- Jarvie, I. C. 2000: The Philosophical Deficit in Randall Collins's *The Sociology of Philosophies*. *Philosophy of the Social Sciences*, S. 274-283
- Joas, H. 1992: *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt/M.
- Knorr-Cetina, K. 2002: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt/M.
- Kocka, J. 1990: Veränderungen in der Geschichtswissenschaft. Eine "Geisteswissenschaft"? In: Prinz, W./Weingart, P. (Hg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt/M., S. 134-137
- Kuhn, T. S. 1976 (1969): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.

- Lamont, M./Mallard, G. 2005: Peer Evaluation in the Social Sciences and the Humanities Compared: The United States, the United Kingdom and France. Ms., March 24
- Laudel, G. 2006: The "Quality myth": Promoting and Hindering Conditions for Acquiring Research Funds. *Higher Education*, 52 (2006), S. 375-403
- McLaughlin, N. 2001: Optimal Marginality: Innovation and Orthodoxy in Fromm's Revision of Psychoanalysis. *The Sociological Quarterly*, 42 (2001), S. 272-288
- Merton, R. K. 1973 (1938): *The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago
- Merton, R. K. 1973 (1942): *The Normative Structure of Science. The Sociology of Science*. Chicago, S. 267-278
- Merton, R. K. 1949: *Social Theory and Social Structure*. Glencoe Ill.
- Merton, R. K. 1973 (1957): *Priorities in Scientific Discovery: A Chapter in the Sociology of Science. The Sociology of Science*. Chicago, S. 286-324
- Merton, R. K. 1973 (1968): *The Matthew Effect in Science. The Sociology of Science*. Chicago, S. 439-459
- Misztal, B. A./Freundlieb, D. 2003: The Curious Historical Determinism of Randall Collins. *Archives européennes de sociologie*, XLIV (2003), S. 247-269
- Münch, R. 2007: *Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz*. Frankfurt/M.
- Munz, P. 2000: The Poverty of Randall Collins's Formal Sociology of Philosophy. *Philosophy of Social Sciences*, 22 (2000), S. 207-226
- Price, D. de Solla 1986 (1963): *Little Science, Big Science ... and Beyond*. New York
- Prinz, W./Weingart, P. 1990: *Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung*. In: Dies. (Hg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt/M., S. 9-26
- Schumpeter, J. 1964 [1911]: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. Berlin
- Snow, C. P. 1993 (1959): *The Two Cultures*. Cambridge
- Tsay, A./Lamont, M./Abbott, A./Guetzkow, J. 2003: From Character to Intellect: Changing Conceptions of Merit in the Social Sciences and Humanities. *Poetica*, 31 (2003), S. 23-29
- Weingart, P./Prinz, W./Kastner, M./Maasen, S./Walter, W. 1991: *Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten*. Frankfurt/M.
- Wissenschaftsrat 2006: *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*. Drs. 7068-06, Berlin, 27.01.06
- Whitley, R. 1984: *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*. Oxford
- Zuckerman, H. 1977: *Scientific Elite: Nobel Laureates in the United States*. New York
- Zuckerman, H. 1992: *Die Werdegänge von Nobelpreisträgern*. In: Mayer, H. U. (Hg.), *Generationsdynamik in der Forschung*. Frankfurt/New York, S. 59-79